

Geschlecht und Unbescheide...

Paul Julius Möbius



Geschlecht und Unbescheidenheit.

Beurteilung des Buches von

O. Weininger

„Ueber Geschlecht und Charakter“.

Von

Dr. P. J. Möbius

in Leipzig.

Dritte Auflage.

Alle Rechte vorbehalten.



Halle a. S.
Verlag von Carl Marhold.
1907.

HQ 21
.W6M7

PO. 1911
1911.10

Es handelt sich diesmal nicht um eine wichtige Sache, sondern um einen dreisten Jüngling, um den jungen Otto Weininger, der vor kurzem Doktor der Philosophie geworden ist.

Am 26. Juni erhielt ich zur Besprechung ein dickes Buch mit folgendem Titel:

Geschlecht und Charakter. Von Dr. Otto Weininger. Wien und Leipzig 1903. W. Braumüller. Gr. 8°. XXIII und 599 S. (8 M.)

Ich las es und hatte dabei eine recht unangenehme Empfindung, als ob ich in einen Kopierspiegel sähe und mein eigenes Bild ins unförmliche verzerrt erblickte. Der Verfasser trug ungefähr das vor, was ich vorgetragen habe, aber mit unerträglichen Übertreibungen und allerhand unerfreulichen Zusätzen. Der Eindruck, den diese Karrikatur meiner Anschauungen auf mich machte, wurde dadurch nicht verbessert, daß der Verfasser ungezogen über mich sprach. Ich schrieb nach Wien, um mich nach dem unbekanntem Verfasser zu erkundigen, und erhielt die Antwort, Weininger sei ein 24—25jähriger Jüngling, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. In meiner Besprechung, die ich in „Schmidts Jahrbüchern der gesamten Medizin“ (Augustheft) veröffentlicht habe, zog ich Weininger etwas an den Ohren, aber ich machte es nicht schlimm. Damit man sehe, es sei doch eigentlich gnädig dabei abgegangen, sei die Besprechung wieder abgedruckt.

„Es ist schwer, gerecht über W.s Buch zu sprechen. Die Meisten werden es mit Widerwillen aus der Hand legen, und man kann ihnen nicht Unrecht geben. Jedoch hat es viele Vorzüge. Wenn auch der Vf. in sich das nicht überwunden hat, was er überwinden möchte, wenn es ihm hier an Sophrosyne, dort an positiven Kenntnissen oder wenigstens an Ein-

sicht in die Schwierigkeit der Sache fehlt, so finden wir doch in ihm einen hochbegabten Mann, der sehr viel gelesen hat, scharf zu denken sucht und, obwohl er sehr jung sein muß, mancherlei Erfahrungen gesammelt hat. Wenn ihn auch seine Leidenschaft für das Spielen mit Begriffen vor keiner Verschrobenheit zurückscheuen läßt und schließlich zu Verkehrtheiten aller Art führt, so bleibt es doch erfreulich, daß er energisch auf eine denkende Zusammenfassung hindrängt.

Nun kommt aber die ungünstige Seite. Die meisten Gedanken über die Eigenart der Geschlechter, die der Vf. vorbringt, stehen schon in den Schriften des Ref., ja auch der Titel ist einer Titelreihe des Ref. nachgeahmt. Der Unterschied ist erstens der, daß der Ref. seine Sachen in anspruchsloser Form, oft wie gesprächsweise mitgeteilt hat, während der Vf. immer im hohen Chore redet und den Dingen ein philosophisches Mäntelchen umhängt, und zum anderen der, daß der Vf. die Gedanken übertreibt und verzerrt, theoretischen Spekulationen zu Liebe. Das alles wäre nicht schlimm. Man kann von einem jungen Manne nicht lauter eigene Gedanken verlangen, und wenn er die Gedanken systematisch vorträgt, so ist es auch ein Verdienst. Wenn aber ein Schriftsteller, nur um nicht als Plagiarius zu erscheinen, seinen Vorgänger verunglimpft, so hört der Spaß auf und das Strafbare beginnt. Der Vf. verwahrt sich auf S. 344 gegen die Verwechslung seines „Standpunktes“ mit den „hausbackenen“ Ansichten von P. J. Möbius. Er steigert die Arroganz dadurch, daß er erklärt, die Behauptung des Ref., die talentierten Weiber seien Zeichen der Entartung, wäre irrig, die sexuellen Zwischenformen wären durchaus eine normale Erscheinung. Also der Mann im Philosophenmantel will bestimmen, was normal und was pathologisch sei!

Der Vf. nennt seine Arbeit „eine prinzipielle Untersuchung“, er sollte sagen, eine, die alles auf die Spitze treibt. Wer sich von der Erfahrung überwatchen läßt, der weiß, daß je mehr wir ins Weite und ins Tiefe kommen, alles um so düsterer und unsicherer wird. Wer aber alles aus der Idee deduziert, der hat leichtes Spiel, wenn er Konsequenzen macht und da hinausläuft, wo die Erfahrung im Stiche läßt. Jener kann, da wir über das Letzte doch nichts Sicheres wissen, milde

sein; dieser kennt keine Schonung, er weiß alles und richtet wie ein Gott.

Das Prinzip des Vfs. ist, daß der absolute Mann (M) dem absoluten Weibe (W) gegenüber stehe, daß aber die wirklichen Menschen M mit wechselnder Beimischung von W, oder W mit etwas M seien. Dadurch erleichtert er sich die Sache sehr, denn, wenn etwas mit der Erfahrung nicht stimmt, so kann er sagen, ja das liegt an der Beimischung von M oder W. Das Ergebnis ist, daß W keine Seele hat, daß es ihm an Charakter, Gedächtnis, Denken, Phantasie, Genie, Ethik ganz fehlt, daß sein ganzes Wesen Sexualität und sein eigentliches Tun Kuppeln ist. Ein Ich im eigentlichen Sinne des Wortes, Genialität, Logik, Ethik, Ästhetik, das alles kommt nur M zu. Eine ganz eigentümliche Färbung bekommt die Sache durch Hereinziehung der „Ethik“ Kants. Sittlich ist nur ein Handeln aus Maximen, also ist die Mutterliebe nicht sittlich usf. Der Kantianismus läßt den Vf. auch mit einer Absurdität enden. Weil im Koitus der Mensch nicht als Zweck, sondern nur als Mittel betrachtet wird, ist vollkommene Enthaltbarkeit allein sittlich, und dem Weibe ist nur dadurch zu helfen, daß es nicht mehr als Weib angesehen wird.

Das Buch Ws. ist deshalb so dick geworden, weil der Vf. seine Gedanken überhaupt hat loswerden wollen. Wir bekommen lange Vorträge über Genialität, Logik usw. zu hören, manches Gute (z. B. über die Erbärmlichkeit mancher modernen Psychologie), viele Schroftheiten. Vielleicht wird dem Vf. noch einmal bei seiner Gottähnlichkeit bange.“

Die Strafe des Schicksals ließ nicht lange auf sich warten. Ich bekam einen langen, etwas formlosen Brief Ws., der am 17. August in Syrakus geschrieben ist. Der Schreiber ist sehr entrüstet; ich hätte ihn des Plagiates, eines heuchlerischen, hehlerischen Benehmens und der Verlästerung anderer beschuldigt; ich müsse entweder beweisen, was ich gesagt habe, oder öffentlich widerrufen. Er, W., gebe mir drei Wochen Zeit, dann werde er mich der böswilligen Verleumdung zeihen und mich zwingen, ihn vor Gericht zu verklagen.

Auf diesen Brief habe ich natürlich nicht geantwortet. Abgesehen von anderen Gründen, steht mir der Sinn nicht nach per-

sönlichem Verkehre mit W. Jedoch bei näherer Überlegung der Angelegenheit bin ich zu der Ansicht gekommen, es möchte ganz gut sein, den „hingeworfenen Handschuh“ (so drückt sich W. aus) aufzunehmen. Denn es liegt mir daran, vor einem weiteren Kreise als vor dem der Fachgenossen zu erklären, wie ich über W.s Buch denke. Es wäre mir peinlich, wenn es je heißen sollte: „Möbius und Weininger sagen . . .“. Deshalb will ich reine Wirtschaft machen und W.s Buch so eingehend besprechen, wie es in einer Zeitschrift nicht möglich ist. Es wird dabei möglich sein, manche sachliche Bemerkung anzubringen, so daß der verneinende Geist nicht allein zu reden hat.

Habe ich gesagt, was ich sagen will, so bin ich mit W. fertig. Er kann dann drucken lassen, was er will. Verklagen werde ich ihn nicht. Ja, wenn es sich um silberne Löffel handelte — aber in schriftstellerischen Sachen brauche ich die Gerichte nicht, da werde ich schon allein mit meinen Gegnern fertig.

W. glaubt, ich hätte ihn einen Plagiarius genannt. Ei, wie werde ich denn!? Das wäre ja unhöflich, wohl gar eine Beleidigung. Nein, so etwas tue ich nicht. Auch ist ja der Wortlaut ganz klar, und nur dadurch, daß W. für einen Augenblick von seinem gewöhnlichen Scharfsinne verlassen worden ist, konnte er auf jenen unglücklichen Gedanken kommen. Ich habe gesagt, er habe gedacht, die Leute könnten ihn für einen Plagiarius halten, und deshalb habe er von oben herab und unschicklich von mir geredet. So wird es wohl auch gewesen sein. Mein Aufsatz über den physiologischen Schwachsinn des Weibes ist im Frühjahr 1900 erschienen. Er erregte ziemliches Aufsehen und war, wie W. in seinem Briefe schreibt, in allen Händen. W. war damals etwa 22 Jahre alt. Bei seiner erstaunlichen Fröheife muß man zwar vorsichtig sein, aber wahrscheinlich ist es doch, daß er damals noch im Werden war, daß sein philosophisches Lehrgebäude noch nicht errichtet war. Er wird das Heftchen gelesen, an den Gesprächen darüber teilgenommen und sich dann gesagt haben: „Ich werde einmal zeigen, wie man es machen muß, wie man das Problem im wahrhaft philosophischen Geiste be-

arbeiten muß.* Als er dann sich hinein versenkte, kam er, soweit wie das Tatsächliche in Frage kommt, zu denselben Ergebnissen wie ich, und darüber konnte er selbst nicht zweifelhaft sein, wenn er auch wußte, daß er mich an Tiefe und Gedankenreichtum weit übertrifft. Es war ihm unangenehm, denn ein so junger Mann möchte anderen nichts verdanken, möchte ein Original auf eigene Faust hin sein. Es konnte jemand kommen und sagen: „Aha, da ist auch einer, der über den physiologischen Schwachsinn des Weibes schreibt“, oder „im Grunde behauptest du doch das, was Möbius behauptet hat“. So wäre er als der Nachfolger eines Mannes erschienen der sich so gemein gemacht hat, daß er allen verständlich schreibt, der wahrscheinlich die höheren philosophischen Weihen gar nicht empfangen hat. Dem wollte er vorbeugen und deshalb protestierte er gegen die Gemeinschaft mit meinen hausbackenen Ansichten. Wenn es mir auch gar nicht eingefallen ist, W. einen Plagiarius zu nennen, so habe ich doch seinen Titel eine Nachahmung genannt. Er schreibt nun, sein Titel sei schon im Anfange des Jahres 1902 gewählt worden. Natürlich ist es so, wenn er es schreibt. Er fügt aber hinzu, daß er vor der Veröffentlichung seines Buches meine Schrift „Geschlecht und Entartung“ gesehen habe. Auf dem Umschlage dieses Heftes steht fünfmal „Geschlecht und —“. Wenn jemand diese meine Titelreihe sieht und dann auch „Geschlecht und —“ wählt, so zeugt das denn doch von Mangel an Zartgefühl.

Aber ich habe gesagt, die Hauptgedanken über die Geschlechtsverschiedenheit seien schon bei mir zu finden.

Natürlich denke ich nicht daran, zu behaupten, ich hätte funkelnagelneue Wahrheiten entdeckt. Die geistige Verschiedenheit der Geschlechter ist seit undenklichen Zeiten so oft besprochen worden, daß im einzelnen wohl schon alles gesagt worden ist, was überhaupt gesagt werden kann. Wenn man jedoch die wichtigsten in der Literatur erhaltenen Äußerungen durchgeht, so sieht man, daß es sich fast immer um Aperçus, Aphorismen, selten um zusammenhängende Gedankengänge handelt. Bei den Indern, im alten Testamente, bei den griechischen Dichtern, bei Plato und Aristoteles, bei den Römern, bei den Kirchenschriftstellern, überall findet man eine Menge

von Aussprüchen über das Weib, aber nirgends eine systematische Besprechung. Erst seit der Renaissance wird das Thema ausführlicher behandelt. Einige ältere Schriften, die die Vorzüge der Weiber dartun sollen, habe ich im „Schwachsinn“ zitiert. Es sind aber auch Bücher gegen die Weiber erschienen. Eins, das über die Bosheit der Weiber handelt und in französischer Sprache verfaßt ist, habe ich gelesen. Man findet da allerhand Behauptungen und als Belege historische Ausführungen; auf jeden Fall genügen solche Darlegungen unseren Ansprüchen nicht. Aber auch bei den Neuern ist verhältnismäßig wenig zu finden. Da sind die älteren Moralisten und die Dichter, die Philosophen und die (im weiten Sinne) anthropologischen Schriftsteller. Alles habe ich nicht gelesen, aber ich glaube doch das Wichtigste kennen gelernt zu haben. Bei den Dichtern und den Moralisten erwartet man von vornherein mehr Geistesblitze, als erschöpfende Besprechungen. Am meisten kann man wohl aus Shakespeare und aus Goethe lernen, nur muß man sich das Einzelne zusammentragen. In dem Aufsätze über Goethe und die Geschlechter habe ich versucht, ein Bild von Goethes Auffassung zu geben; etwas Zusammenhängendes kommt aber doch nicht heraus. Von den Philosophen ist Kant reich an guten Bemerkungen (besond. in der Anthropologie), er bleibt jedoch ganz fragmentarisch. Mehr bietet Schopenhauer, aber auch er läßt viele Lücken. Manche seiner Ausführungen hat E. von Hartmann vervollständigt, und dieser Philosoph hat auch der „Frauenfrage“ im engeren Sinne verdienstliche Auseinandersetzungen gewidmet. Ganz vortreffliche, aber abgerissene Bemerkungen verdanken wir Nietzsche. Alle die Genannten, von Shakespeare bis zu Nietzsche, stimmen in den Hauptpunkten überein, ein Ergebnis, das wohl zu beachten ist. Ihnen stehen die Gleichmacher gegenüber. Das sind meist Leute, die ihren Ausgang von politischen oder gesellschaftlichen Ansichten genommen haben und wegen ihrer Vorstellung von der Freiheit oder von der Gerechtigkeit die natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern beseitigen möchten. Am wichtigsten sind die Bücher von Mill und von Bebel geworden; es genügt, sie zu nennen, da sie als Quellen doch nicht in Betracht kommen. Die Vertreter der

Wissenschaft haben bis auf die neueste Zeit sehr wenig geleistet. Eine kurze, aber gute Besprechung des weiblichen Wesens findet man bei Ploß-Bartels. Das Buch von Ellis über Mann und Weib ist eine sehr fleißige und dankenswerte Zusammenstellung, aber nach der Gedankenseite hin äußerst schwach. Das Beste scheint mir, wie ich schon früher gesagt habe, der Aufsatz von Lombroso-Ferrero zu sein. Ich sehe hier natürlich von den vielen Arbeiten ab, die einzelne Fragen behandeln.

Will ich mir all' diesen Vorgängern gegenüber ein Verdienst zuschreiben, so könnte es nur das sein, zum ersten Male eine „prinzipielle“ Bearbeitung gegeben zu haben. Ich habe nicht auf einzelne Mängel oder Fehler des Weibes hingewiesen, sondern ich habe gezeigt, daß auf allen Gebieten, mit Ausnahme eines, die Gehirnleistungen des Weibes beträchtlich geringer sind als die des Mannes. Ich habe das damit begründet, daß das Weib ganz und gar Geschlechtswesen ist, und ich habe das teleologische Prinzip zum Führer gewählt. Der Zweck des Weibes ist, Kinder zu gebären und die Kinder, die länger als alle tierischen Jungen pflegebedürftig sind, zu pflegen. Nur als Mutter hat das Weib einen Vorzug vor dem Manne, das Organ der Kinderliebe ist bei ihm stärker entwickelt, so daß es den Kindern, und überhaupt den Schwachen und Hilfebedürftigen, mehr sein kann als der Mann. Aus diesen Aufstellungen habe ich mit mehr Entschiedenheit als meine Vorgänger praktische Folgerungen gezogen. Für neu halte ich ferner den Nachweis des zu dem angeborenen hinzutretenden erworbenen physiologischen Schwachsinnens und die Darlegung, daß die Talente der Mädchen männliche sekundäre Geschlechtsmerkmale sind, d. h. daß die ungewöhnlich begabten Mädchen eine Mischung weiblicher mit männlicher Art darstellen.

Nach mir ist nun W. mit seiner „prinzipiellen Untersuchung“ gekommen. Der vollkommene Mangel an Bescheidenheit, der dem Jünglinge eigen ist, drückt sich sehr gut in der Selbstanzeige aus, die er für die „Zukunft“ (vom 22. August 1903) geschrieben hat. „Ich glaube in diesem Buch das psychologische Problem des Geschlechtsgesetzes gelöst und eine abschließende Antwort auf die sogenannte Frauenfrage gegeben

zu haben.“ Er hat geleistet „eine völlig phrasenreine, bis zum letzten Ende menschlichen Wissens geführte Erforschung des Wesens der Frau und die Hebung der Streitfrage auf ein Niveau, auf dem die bisherigen Erörterungen sich nicht bewegt haben“. Donnerwetter! Ich werde nun zeigen, daß das, was in W.s Buche brauchbar ist, schon von mir gesagt worden ist, und daß das, was er hinzugetan hat, milde gesagt, schwach begründet, gerade herausgesagt, Unsinn ist.

W.s Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste ist, wie er sagt, „biologisch-psychologisch“. Das „Biologische“ stammt natürlich aus Büchern. Es ist aber zuzugeben, daß W. fleißig gelesen hat und daß er die Sache geschickt mit seinen Lese-früchten garniert hat, daß die Aufmachung, wie sich die Kaufleute ausdrücken, gut ist. Der Jüngling schreibt mir zwar, ich als Mediziner hätte zu wenig biologische Kenntnisse, aber er kann mein Lob ruhig annehmen, denn ein bischen habe ich mich doch auch um die Sachen gekümmert. Nun habe ich sorgfältig gesucht, was etwa in diesem ersten Teile neu sein möchte, aber ich habe nichts gefunden. Es soll das kein Vorwurf sein. Die Fragen, die in Betracht kommen, sind vielfach besprochen, und der Hinzutretende hat nur unter den Ansichten zu wählen. W. schließt sich den Ansichten an, die auch ich für die richtigen gehalten habe. Eine wichtige Frage ist die, wo steckt die Geschlechtlichkeit? W. antwortet im Anschlusse an Steenstrup (1840): im ganzen Körper. Ich habe gesagt (Über das Somageschlecht, Umschau, Januar 1903): jede Zelle ist geschlechtlich abgestempelt. W. sagt, jede Zelle ist geschlechtlich charakterisiert (p. 16). W. hat mich dabei nicht nachgeahmt (was in diesem Falle schon aus den Daten hervorzugehen scheint), sondern es ist ein glückliches Zusammen-treffen. Bei mir will das nicht viel sagen, aber auch mit Schopenhauer hat W. sein Glück zusammengeführt. W. glaubt, das Naturgesetz entdeckt zu haben, nach dem die Geschlechter einander anziehen. Seine Erkenntnis habe ihn „zur Entdeckung eines ungekannten, bloß von einem Philosophen einmal ge-ahnten Naturgesetzes geführt“ (p. 32). Im Folgenden trägt er die bekannten Anschauungen Schopenhauers vor. Später ist er bedenklicher geworden, denn in den Anmerkungen (p. 488)

sagt er, die Stellen Schopenhauers seien ihm, als er den Text schrieb, unbekannt gewesen, „so eng sich meine Darstellung speziell mit der Schopenhauers sachlich, ja manchmal wörtlich berührt“. Diese Geschichte ist typisch. Die Kapitel Schopenhauers über die Geschlechtsliebe sind das Erste, was ein junger Mann von dem Philosophen kennen zu lernen pflegt, und selbstverständlich hat sie auch W. gekannt, denn wie wäre er sonst dazu gekommen, von der Ahnung eines Philosophen zu reden? Aber als er schrieb, hat er die Gedanken, die Erinnerungen waren, für eigene Eingebungen gehalten. Das Gedächtnis, das nach W. beim Genialen überaus treu ist, hat ihn im Stiche gelassen. Wer einmal solchen Erinnerungstäuschungen unterliegt, dem widerfährt es öfter, und so erklärt sich manches. Ähnlich ist es auch W. bei seinem Leitmotive gegangen, dem „Prinzip der sexuellen Zwischenstufen“. Abgesehen von den später zu besprechenden Übertreibungen bringt W. doch gar nichts neues vor. Der Ausdruck sexuelle Zwischenstufen ist längst gebräuchlich, und daß die geistigen Abweichungen der männlichen Weiber und der weibischen Männer zu ihnen gehören, das habe ich früher kurz in der Abhandlung „Geschlecht und Entartung“ ausführlich auseinandergesetzt. Diese Abhandlung erwähnt W. nicht. In dem Briefe an mich sagt er, er habe Kenntnis von ihr gehabt. Nun hat er entweder sie gelesen, und dann hätte er, mindestens in einer Anmerkung, auf ihren Inhalt hinweisen müssen, oder er hat sie nicht gelesen, und dann hat er sich nicht so unterrichtet, wie es sich gehört hätte. In dem Kapitel „die emanzipierten Frauen“ legt W. dar, daß das Bedürfnis nach Emanzipation nur bei männlich gearteten Weibern vorhanden sei, und daß die sogenannten berühmten Frauen durch das Männliche in ihnen berühmt geworden seien. Über diese Dinge habe ich an verschiedenen Orten gesprochen, und ich habe mich nicht mit Behauptungen begnügt, sondern durch Besprechung der einzelnen Personen und besonders durch Prüfung der Vererbung die Aussagen begründet. Ich erinnere an meinen Aufsatz über die mathematischen Weiber, an die Ausführungen in der „Stachyologie“ und in „Kunst und Künstler“. Aber ich habe auch darauf hingewiesen, daß bei den verschiedenen Künsten

die Verhältnisse verschieden sind, daß z. B. Mathematik und bildende Künste ganz männlich sind, während an der Poesie das Weib (d. h. das prinzipielle Weib W.s) einen Anteil zu haben scheint. Hätte W. darauf geachtet, so hätte er vielleicht weniger in Bausch und Bogen abgeurteilt. Im Praktischen treffen wir wieder zusammen. Ich hatte gesagt, man solle den Weibern, die „einen Teil der sekundären männlichen Geschlechtsmerkmale, d. h. bestimmte Talente und den Drang nach Freiheit“ haben, nichts in den Weg legen, ihnen vielmehr ihren Weg erleichtern. W. sagt (p. 87): „Freien Zulaß zu allem, kein Hindernis in den Weg derjenigen, deren wahre psychische Bedürfnisse sie . . . zu männlicher Beschäftigung treiben“. Aber die „Frauenbewegung“ sei schädlich, weil viele durch Mode, Überredung usw. verleitet würden, mitzulaufen und in ihren Schaden hineinzulaufen. So hatte ich gesagt. „Aber weg mit der Parteibildung, weg mit der unwahren Revolutionierung, weg mit der ganzen Frauenbewegung“, sagt W. Der erste Teil des Buches enthält noch ein Kapitel über „Homosexualität und Päderastie“. Daß er darin etwas Neues gesagt habe, wird W. wohl selbst nicht glauben. Er schließt sich übrigens der richtigen Ansicht an, der auch ich mich angeschlossen habe, daß das verkehrte geschlechtliche Empfinden immer auf angeborener Anlage beruhe. Endlich stellt das fünfte Kapitel eine Art von Überleitung zum zweiten Teile dar. W. betont darin, wie ich es getan habe, daß die Psychologie auf Erkenntnis des individuellen Charakters ausgehen sollte, daß der „Charakterologie“ die Morphologie entsprechen müsse (dabei nennt er mich), daß die Physiognomik, die wir alle unwillkürlich ausüben, an sich berechtigt sei (vgl. meinen Aufsatz über Entartung).

Der zweite Teil des Buches ist überschrieben: die sexuellen Typen, d. h. es soll nun der Charakter des prinzipiellen Mannes und des prinzipiellen Weibes geschildert werden. Während aber der erste Teil relativ nüchtern und geordnet ist, überläßt sich W. im zweiten ohne Bedenken seinem Redebedürfnisse. Wir müssen alles hören, was ihm während seiner Kollegien eingefallen ist, und die zum Thema gehörigen Ausführungen sind versteckt unter einer wuchernden Masse „philosophischer“ Ge-

danken. Es ergibt sich, daß das prinzipielle Weib ausschließlich Geschlechtswesen ist, daß es in allen anderen Beziehungen negative Eigenschaften hat. Es fehlt ihm die Bewußtheit des Mannes, es lebt nicht sowohl in Begriffen als in Gefühlen, Gedächtnis und Phantasie gehen ihm ab, sein Handeln ist triebmäßig, es hat kein Verhältnis zur Begriffsmoral, insbesondere steht es mit der Wahrheit auf gespanntem Fuße. Das ist der berechnete Kern in W.s Ausführungen, und es ist tatsächlich eben das, was ich unter der Bezeichnung des physiologischen Schwachsinnigen beschrieben habe. Aber freilich ist das von mir entworfene Bild durch schauerhafte Übertreibungen verzerrt, und W.s Maßlosigkeit hat eine Karrikatur geliefert, vor der man erschrickt.

Weil das so ist, deshalb will ich mir die Mühe machen, nunmehr W.s Eigentum auszusondern und seinen Wert zu prüfen.

Aber ehe ich den Philosophen W. näher betrachte, will ich des sachlichen Interesses wegen auf die Frage nach der Abnormität der geschlechtlichen Zwischenstufen eingehen. W. behauptet schlankweg, sie seien eine normale Erscheinung, und er bildet sich ein, durch einige Zitate den Beweis dafür geliefert zu haben. Es handelt sich um einige Tatsachen aus der Naturgeschichte, die allgemein bekannt sind, daß nämlich bei einigen Pflanzen Vermischung der Geschlechter vorkommt, daß hie und da ein Tier einige Merkmale des anderen Geschlechtes zeigt, daß weibliche Eigenschaften durch den Sohn auf seine Tochter vererbt werden können usw. Es ist natürlich ganz lächerlich auf solche Weise dartun zu wollen, der Hermaphroditismus beim Menschen sei eine normale Erscheinung. Vom normalen Menschen bis zum ausgeprägten Hermaphroditen führt eine Reihe von Stufen; je normaler der Mensch, umso entschiedener ist er Mann oder Weib, je näher er dem Hermaphroditen steht, um so abnormer ist er. Daß das vom Körperlichen gilt, haben längst alle Sachverständigen eingesehen; daß auch die scheinbar rein geistigen Abweichungen vom Geschlechtstypus krankhafte Erscheinungen sind, das einzusehen ist eben der Fortschritt. Wer klar denken kann, braucht eigentlich keine Beweise. Wer Beweise braucht, findet sie

darin, daß jede, auch die geringste Abweichung vom Typus die Fruchtbarkeit vermindert, daß in jedem Falle noch andere krankhafte Zustände nachzuweisen sind, daß durch den Gang der Vererbung der Zusammenhang des abnormen Geschlechtscharakters mit anderweiten Störungen dargetan wird. In „Geschlecht und Entartung“ ist die Sache genauer auseinandergesetzt. Es versteht sich doch eigentlich von selbst, daß über die Zugehörigkeit zum Normalen nur der urteilen kann, der die Abweichungen kennt, d. h. der Patholog. Aber sobald wie allgemeine Begriffe in Frage kommen, scheint den Leuten Sachkenntnis entbehrlich zu sein. Neulich hat ein Zeitungsredakteur, der mich rezensierte, gesagt, er wisse doch auch was Entartung sei. Nein, Zeitungschreiber und Philosophen haben da nicht mitzureden. Bedauerlich ist, daß durch das Bestreben mancher der sogenannten Homosexuellen, sich für normal zu halten, immer neue Wirrungen entstehen. Sie halten etwas für wahr, weil sie es wünschen. Ihr bedrängter Zustand entschuldigt den Wunsch, aber an den Tatsachen wird dadurch nichts geändert.

Ich glaube, in „Geschlecht und Entartung“ gezeigt zu haben, wie weit das Prinzip der Zwischenstufen reicht, zum mindesten angedeutet zu haben, was sich daraus machen läßt. Aber man darf doch nicht übersehen, daß es nur eine beschränkte Geltung hat. Das ist ohne weiteres begreiflich, wenn man einsieht, daß das Zwischenreich der Pathologie gehört. Durch das Prinzip wird sozusagen das Terrain gereinigt, d. h. es werden die Formen ausgeschieden, die durch die Entartung zu unreinen Vertretern eines Geschlechtstypus geworden sind und die daher zu Irrtümern führen können. Es wird also durch das Prinzip eine vorbereitende Arbeit getan, denn erst dann, wenn die Zwischenformen ausgeschieden sind, kann das Auge klar sehen. Die Erfahrung zeigt, daß die Zwischenformen umso seltener werden, je näher sie der Mitte zwischen beiden Geschlechtern stehen. Als Mitte hat man den Hermaphroditismus verus anzusehen. Er ist enorm selten. Etwas häufiger ist der sogenannte Pseudohermaphroditismus. Dann folgen die Hypospadie, die Gynäkomastie usw. usw. Alles Zustände, die noch als Kuriositäten gelten. Relativ häufig sind

die weibischen Männer und die männlichen Weiber, deren Abweichung sich hauptsächlich im geistigen zeigt, während am Körper nur geringe Andeutungen des anderen Geschlechtes wahrzunehmen sind. Aber auch sie bilden nur einen geringen Bruchteil des Volkes. Versuche zu Schätzungen sind nur bei den Personen mit verkehrtem Geschlechtsgeföhle gemacht worden: In unserer entarteten Bevölkerung kann man etwa eins auf tausend rechnen. Noch größer ist die Zahl der Personen, die für ganz normal gelten und bei denen nur die sorgsame Prüfung einzelne Charaktere des anderen Geschlechtes nachweisen kann. Über ihre Zahl ist begrifflicherweise nichts zu sagen. Sie verlieren sich allmählich in der annähernd normalen Masse. Aber auch dann, wenn man die Grenzen des Zwischenreiches weit steckt, bleiben die Zwischenformen immer Ausnahmen. Durch W.s Übertreibungen, der die Zwischenformen für das Normale hält, wird die Auffassung von vornherein schief. Es ist geradeso, als ob jemand sagen wollte: Von den Menschen, die ich kenne, ist keiner ganz gesund, also ist die Krankheit das eigentlich Normale. Wären in der Tat die Zwischenformen die Wirklichkeit und die Typen nur die gedachten Enden der Reihe, so wäre der Hermaphrodit das realste Geschöpf. Er ist es aber nicht, sondern er ist nur das Extrem einer krankhaften Abweichung. Um ihn gruppieren sich die schwächeren Grade der Abweichung von der rechten Art, alle zusammen aber sind eine Abart, die sich zum wirklichen Volke verhält, wie sich die weißen Mäuse zu den grauen verhalten. Das Ideal ist nicht der absolute Mann, das absolute Weib, von denen eins gar nichts mit dem anderen gemein hätte, sondern der absolute Mensch, der aus Gründen der Zweckmäßigkeit in die beiden Geschlechter zerspalten ist. Der Grundstock menschlichen Wesens ist beiden Geschlechtern eigen, nicht prinzipielle Unterschiede trennen sie, sondern ihre Verschiedenheit ist quantitativ. Der Demiurgos hatte sozusagen schon ein Modell für die Lebewesen geformt, als er einsah, daß er mit einer Doppelform mehr erreichen würde. Nun ließ er Männlein und Weiblein ausgehen, und je nach der Aufgabe der Art ließ er beide verschieden sein. Beim Menschen erwies es sich als zweckmäßig, die einfache Urform

beim Manne wesentlich weiter zu entwickeln, insbesondere das Gehirn sehr reich auszustatten, während beim Weibe nur einige passende Verbesserungen anzubringen waren.

Hat das Prinzip der Zwischenformen seinen Dienst getan, sind die Zwitterbildungen, wenigstens bis auf geringe Reste, ausgeschieden, so behalten wir die eigentliche Menschheit übrig, und sie zerfällt in richtige Männer und richtige Weiber. Weil wir bei Betrachtung der Zwischenformen alle als krankhaft erkannt haben, tragen wir als Gewinn den Satz davon: Je gesunder ein Mensch ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib.

Zur Erkennung der Geschlechtsunterschiede kann jenes Prinzip nichts helfen. Hier hilft überhaupt kein Prinzip, sondern die Erfahrung allein.

Dagegen zum Verständnisse der Verschiedenheit und zur Weiterführung der Untersuchung hilft wirklich ein anderes Prinzip, nämlich das teleologische. Nur muß es richtig verstanden werden. Das teleologische Prinzip ist, schulmäßig zu reden, eine heuristische Methode, d. h. seine Anwendung besteht darin, daß gefragt wird, wie hätte sich die Sache gestalten müssen, wenn dieser oder jener Zweck verfolgt worden wäre. Das Prinzip behauptet also nicht, daß ein Zweck verfolgt worden sei, sondern es sagt nur: wenn dies beabsichtigt wurde, ist jenes zu erwarten. Jeder unbefangene Mensch verwendet dieses Prinzip, ja auch Die, die in abstracto dagegen eifern, können es in concreto nicht entbehren. Auch bei der Betrachtung der Geschlechtsunterschiede ist es tatsächlich nicht zu entbehren.

Andere Prinzipien wüßte ich nicht zu nennen. Die Augen aufmachen und sich durch teleologische Betrachtungen in die Verhältnisse hineinflinden, das ist alles. Dieser Weg führt nur zu bescheidenen Ergebnissen, aber er führt wenigstens nicht nach Wolkenkuckucksheim.

Nun also zu dem Philosophen W.! Er ist, um es kurz zu sagen, eine unglückliche Figur, so recht ein Priester zweiter Klasse, wie sich Dühring ausdrückt, und ein Scholastiker durch und durch. Er glaubt dadurch zu sachlichen Kenntnissen zu kommen, daß er ohne Rücksicht auf die Erfahrung verallge-

meinert und das, was bedingungsweise gilt, für bedingungslos gültig erklärt. Wo es heißt „einige“, da setzt er „alle“, wo es heißt „weniger“, da sagt er „gar nichts“. Der Scholastizismus besteht darin, daß man durch Hantieren mit Begriffen etwas zu erfahren glaubt. Er ist bequem und tut dem menschlichen Hochmute wohl. Je geringer das wirkliche Wissen ist, um so größer ist die Neigung zur Scholastik, und deshalb neigen junge Kulturen und junge Menschen immer nach ihr hin. Ist einer jung und hat er überdem etwas Anlage zum Hochmute, so wird ihn die Scholastik stark locken. Mit der Zeit wird er in dem Aburteilen immer sicherer und dann urteilt er mit gleicher Sicherheit über das, was man wissen kann, und über das, was man nicht wissen kann. Die Schamhaftigkeit des Denkens besteht darin, daß man mit zarter Scheu auf schwierige Fragen antwortet, lieber zu wenig als zu viel behauptet, und in dem Grade, wie die Möglichkeit der Erfahrung abnimmt, hervorhebt, daß unser Urteilen nur ein Vermuten ist. W. sagt einmal sehr richtig, wie es schon Lessing getan hat, daß man immer am meisten von den Tugenden rede, die man nicht hat. Überaus häufig spricht er von der Schamhaftigkeit. Z. B. erklärt er so und so oft, das Mitleid tauge nichts, es sei nicht schamhaft, denn es respektiere das Leiden des Anderen nicht. Sollte, nebenbei gesagt, W. einmal ins Wasser fallen und von einem menschenfreundlichen Retter herausgezogen werden, so möge er doch an diese Schrulle Nietzsches denken: Hätte der Andere sein Leiden respektiert, so könnte er es nicht mehr. Also, das, was W. fehlt, ist gerade die Schamhaftigkeit des Denkens. Ich will den jungen Mann nicht kränken und glaube gern, daß er sonst der schamhafteste Mensch sei, aber die Urteile in seinem Buche sind schamlos. Es käme nicht viel darauf an, wenn das Ansehen der Philosophie nicht darunter litte. Leider ist die Schamlosigkeit ein altes Übel der Philosophen. Unglaublich groß war sie bei den sogenannten nachkantischen Philosophen, und was war die Wirkung? Das freche Aburteilen dieser Leute hat die Philosophie verächtlich gemacht, so daß kein anständiger Mensch mehr etwas mit ihr zu tun haben wollte, so daß schon der Name Philosoph ernsthaften Leuten den Geschmack ver-

darb. Der Ekel vor dem Indentaghineinreden der angeblichen Philosophen bewirkte, daß auch die echten Philosophen nicht gehört, ja verachtet wurden, und daß andererseits die Gelehrten sich jeder philosophischen Bildung entschlugen und geradezu knotenhaft redeten, sobald wie allgemeine Fragen zu beantworten waren. Die Schamlosigkeit der angeblichen Philosophen ist daran schuld, daß der große Fechner sein Leben unbeachtet verbringen mußte, während des Ruhmes Kränze auf gemeinen Stirnen entweiht wurden. (Es sei W. zur Ehre gerechnet, daß er mit Verehrung von Fechner spricht, aber ich kann ihn versichern, daß, wenn Fechner noch lebte, er ihn weit von sich weisen würde.) W. hat die schlimme Zeit nicht erlebt. Ich war Doktor der Philosophie, als er noch gar nicht auf der Welt war, ich habe die Begeisterung für Büchner, für Strauß, für Dubois-Reymond usw. erlebt, ich habe langsam die Teilnahme für Philosophisches wieder erwachen sehen, und ich hoffe, daß nun eine bessere Zeit kommen werde. Aber noch sind die Unwissenheit und der Verdacht überall groß. Lesen nun die Leute W.s Buch, so denken sie: Also so sehen die Philosophen aus, und wenden sich mit Grausen. Deshalb sage ich: Nein, so sehen die echten Philosophen nicht aus, so sehen die Spaßphilosophen aus. Ich habe W. auch einen Priester zweiter Klasse genannt. Damit meine ich nicht, daß er für irgend eine Religion einträte, sondern daß seine Lehre im Grunde eine rechte Pfaffenlehre ist. Er hat die Wahrheit und die Sittlichkeit gepachtet. Man lese p. 207 ff., ob nicht aus dieser Schwärmerei in Kantischen Redensarten der echte Pfaffenhochmut spricht. Er behagt sich im Kantischen Rigorismus, weil er sich als reiner Pflichtmensch als unvergleichlichen Prachtkerl fühlt. Er hat sich aus Kant zusammengesucht, was ihm paßt: Den Selbstzweck, das intelligible Ich, die absolute Freiheit usw., und diesen alten Unsinn schlägt er uns unzählige Male um die Ohren. Eigentlich steht dem W. der Kantianismus nicht. Er sieht aus wie ein junger Mann in einem modernen englischen Anzuge mit Zopf und Schnallenschuhen. Wie kommt es, daß er sich gerade in die Kantsche Scholastik verliebt hat? Ich will es ihm im Vertrauen sagen. Er möchte anders sein, als er ist, und deshalb

hat er gerade nach dem ihm Fremdesten gegriffen und sich darein verputzt.

Nach dieser allgemeinen Einleitung wollen wir einmal sehen, was der philosophische Jüngling aus der Lehre von den Geschlechtsunterschieden gemacht hat. Damit der Leser eine Probe schmecken könne, will ich ihm einmal zeigen, wie W. spricht. Er entwirft eine Tafel des doppelten Lebens: links stehen Eigenschaften, die allen lebenden Wesen zukommen, Individuation, Wiedererkennen, Lust, Geschlechtstrieb, Enge des Bewußtseins, Trieb; rechts stehen Eigenschaften, die dem Manne allein zukommen, Individualität, Gedächtnis, Wert, Liebe, Aufmerksamkeit, Wille (p. 378). In den rechts stehenden Eigenschaften erkenne man die Idee des ewigen Lebens. „Wie jenes Leben von irdischer Speise sich nährt, so bedarf dieses der geistigen Atzung (Symbol des Abendmahles).“ Diese Worte stehen auf p. 379! Dann fährt er fort p. 380: „Das absolute Weib, dem Individualität und Wille mangeln, das keinen Teil hat am Werte und an der Liebe, ist, so können wir jetzt sagen, von jenem höheren, transcendenter metaphysischen Sein ausgeschlossen. Die intelligible hyperempirische Existenz des Mannes ist erhaben über Stoff, Raum und Zeit; in ihm ist Sterbliches genug, aber auch Unsterbliches. Und er hat die Möglichkeit, zwischen beiden zu wählen: zwischen jenem Leben, das mit dem irdischen Tode vergeht, und jenem, für welches dieser erst eine Herstellung in gänzlicher Reine bedeutet. Nach diesem vollkommen zeitlosen Sein, nach dem absoluten Werte, geht aller tiefste Wille im Manne: er ist eins mit dem Unsterblichkeitsbedürfnis. Und daß die Frau kein Verlangen nach persönlicher Fortdauer hat, wird so endlich ganz klar: in ihr ist nichts von jenem ewigen Leben, das der Mann durchsetzen will und durchsetzen soll gegen sein ärmliches Abbild in der Sinnlichkeit.“ Na? Und einen solchen Mann wage ich zu tadeln!

Zu diesem tollen Schwadronieren ist W. nun freilich nicht mit einem Male gekommen, er hat sich vielmehr erst allmählich hineingeredet. Wir müssen daher vom Anfange anfangen.

Das erste Kapitel des zweiten Teiles enthält einleitende Bemerkungen.

Das zweite handelt von dem Geschlechtstribe, und in ihm wird richtig gesagt, daß man nicht einem Geschlechte einen stärkeren Geschlechtstrieb zuschreiben könne als dem anderen, daß der Mann als der angreifende scheinbar mehr beteiligt sei, daß aber dafür die Geschlechtlichkeit das ganze Leben des Weibes erfülle. Die Spaltung des Triebes in Detumescenz- und Kontrektation-Trieb, die Moll vorgeschlagen hat, und die mir eine höchst bedenkliche Sache zu sein scheint, gefällt W. außerordentlich, und schnell erklärt er ohne Gründe, das Weib habe nur den zweiten Teil. Auch das ist eine recht dreiste Behauptung, daß das Weib im Gegensatze zum Manne von jedem Punkte der Hautfläche aus geschlechtlich erregbar sei. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, heißt es hier und im Weiteren unzählige Male.

Wichtiger ist das dritte Kapitel. Die alte wohlbekannte Tatsache, daß im geistigen Leben des Weibes Gefühle eine wichtigere Rolle spielen als in dem des Mannes, gibt zu tiefsinnigen Ausführungen Veranlassung. Schopenhauer hat gesagt, Gefühl besage, daß etwas im Bewußtsein gegenwärtig sei, das nicht Begriff, nicht abstrakte Erkenntnis der Vernunft ist. W. erfindet einen neuen Ausdruck: Henide, und ist sehr stolz darauf. Nun heißt es, das Weib denkt in Heniden, der Mann denkt artikuliert, er lebt bewußt, sie lebt unbewußt: aut, aut.

Das vierte Kapitel handelt von der Genialität. Natürlich läßt sich W. die Gelegenheit nicht entgehen, ausführlich darzulegen, was er sich unter Genie denkt. Man kann auch anderer Ansicht sein, indessen das gehört nicht hierher. Sehr gut hat mir folgender Satz gefallen (p. 133): „In der Jugend, so lange man selbst noch nicht gefestigt ist, sucht ja wohl ein jeder sich dadurch zu festigen, daß er den anderen anrempelt“. Der Schluß ist begreiflicherweise, daß Genialität dem Weibe nicht zukomme. Einverstanden.

Das fünfte Kapitel handelt von Begabung und Gedächtnis; wir erfahren, daß hohe geistige Fähigkeiten hauptsächlich ein gutes Gedächtnis voraussetzen. Das heißt freilich, das Pferd am Schwanz aufzäumen. Im allgemeinen ist das Gedächtnis

eine Funktion der Grundkräfte, d. h. es merkt sich einer das, wozu er befähigt ist. Ein begabter Mensch hat ein reicheres Leben als ein anderer, denn das, was er erlebt, erregt ihn tiefer als den Oberflächlichen, und die Ereignisse prägen sich ihm deshalb ein, weil er einen bedeutenden Inhalt hineingelegt hat. Da im großen und ganzen das Weib nur persönliche Interessen hat, an den Sachen keinen rechten Anteil nimmt, so wird selbstverständlich der Inhalt seines Gedächtnisses relativ ärmlich sein. Aber die Behauptung, für Ereignisse, die mit gleicher Gemütsbeteiligung erlebt worden sind, habe das Weib ein schlechteres Gedächtnis als der Mann, ist rein aus der Luft gegriffen. Wenn also W. (p. 158) sagt, die Kontinuität des persönlichen Gedächtnisses fehle gänzlich beim Weibe, so schweift er wieder in Übertreibung aus. Noch dreister ist die Aussage (p. 166), dem Weibe gehe jegliches Unsterblichkeitsbedürfnis völlig ab. Fühlt er denn bei dergleichen gar keine Scham?

Gedächtnis und Unsterblichkeit hängen so zusammen, daß das Gedächtnis die Erinnerungen am Vergehen hindert, sie nach W.s Redeweise zeitlos macht, daß das Zeitlose allein wertvoll ist, daß das Streben nach Wert daher in letzter Linie auf das Ewige gerichtet sei.

Beim Weibe fehlen Gedächtnis, Streben nach Wert, Verlangen nach Unsterblichkeit. Dieses Thema wird auch im sechsten Kapitel behandelt, das „Gedächtnis, Logik, Ethik“ überschrieben ist. Durch kühne Sprünge gelangt der Begriffskünstler auf die Logik (er nennt es „einen gänzlich neuartigen Übergang“!) und stellt fest, daß es für das absolute Weib kein principium identitatis (und contradictionis und exclusi tertii) gibt, daß das Weib keine Logik besitzt. Dieser oft gehörte Satz ist in gewissem Sinne richtig, bei W. aber ist er falsch. Die Gesetze der Logik sind die des Willens selbst (vgl. meine Arbeit „über Schopenhauer“, p. 179), nach ihnen läuft jedes ungestörte geistige Geschehen ab, und auch das Tier ist der Logik unterworfen. Der Mangel an Logik, der uns bei den Weibern so sehr auffällt, ist darauf zurückzuführen, daß sie teils nicht bei der Sache sind, teils unfähig sind, mit Begriffen größeren Umfanges zu arbeiten.

Der Weg zur Ethik geht über das Gedächtnis. Alles Vergessen ist unmoralisch, „es ist **Pflicht**, nichts zu vergessen“. Daß ein Wesen, das kein Gedächtnis und keine Logik hat, auch kein Verhältnis zur Ethik hat, das kann man sich denken. Das Weib ist nicht widermoralisch, aber es ist „amoralisch“. Dieser von nun an unzählige Male wiederkehrende Ausdruck ist sehr komisch. Freilich könnte man die Weiber amoralisch nennen, denn sie beschäftigen sich am liebsten mit Amor, aber W. will sagen unethisch. Wenn jemand vor „diesbezüglich“ (p. 287, 581) nicht zurückscheut, dann darf man allerdings von seinem Sprachgeföhle nicht viel verlangen. Ich hatte gesagt, das Weib sei nicht unmoralisch, aber moralisch defekt. Schön klingt es auch nicht, aber immer noch besser als amoralisch. Gemeint hatte ich, die Moral des Weibes sei Geföhlsmoral, die Begriffsmoral sei nicht seine Sache. Bei W. gibt es überhaupt nur Begriffsmoral, also geht das Weib natürlich ganz leer aus. Das Hauptstück der weiblichen „Amoralität“ ist die „Verlogenheit“. Auf p. 187 wird die Verlogenheit fälschlich vom schlechten Gedächtnisse abgeleitet; ein guter Lügner braucht gerade ein gutes Gedächtnis (vgl. Talleyrand). An anderen Stellen wird sie anders abgeleitet. Ich hatte gezeigt, daß die relative Verlogenheit des Weibes durch die Notwendigkeit der Verstellung im Geschlechtsleben und durch das Verlangen des Schwachen nach einer Waffe erklärt werde. Aber davon will W. nichts wissen, und er kennt nur die absolute Verlogenheit. Nach ihm lügt das Weib, auch wenn es die Wahrheit spricht (p. 384). Es widersteht mir, auf diese hohlen Deklamationen weiter einzugehen. Nur noch etwas Scherzhaftes! Auf p. 193 heißt es: „Der Mann kommt sich gewissenlos und unmoralisch vor, wenn er an irgend einen Punkt seines Lebens längere Zeit hindurch nicht gedacht hat.“ Was für herrliche Männer müssen in den Hörsälen und Kaffeehäusern Wiens zu finden sein.

Das siebente Kapitel eröffnet ein Collegium metalogicum, und ihm folgt ein Abriß der „Ethik“. Die Pflicht ist alles, der Mensch hat nur Pflichten gegen sich selbst, und „es hat weiter keinen Sinn, daß er der Pflicht gehorche“. Der Prophet fängt an, zu rasen.

Noch toller ist das achte Kapitel: Ich-Problem und Genialität,

Variationen über das Thema: Der Genius ist der lebendige Mikrokosmos. Die endlosen Wiederholungen tragen sehr dazu bei, das Lesen schmerzhaft zu machen.

Das neunte Kapitel, „männliche und weibliche Psychologie“, kehrt „zu der eigentlichen Aufgabe der Untersuchung“ zurück. Diesmal geht es glatt ab. Wir wissen schon, daß das Weib von Gedächtnis, Logik und Ethik entblößt ist. Nun heißt es kurz: „Das absolute Weib hat kein Ich!“ (ganz fett gedruckt), und alles wird noch einmal durchgekaut. Ich will nur auf Einiges hinweisen. Auf p. 253 steht ganz unsinniges Zeug über den Verbrecher. Auf p. 255 heißt es, der Mann sei deshalb weniger geeignet zur Krankenpflege, weil er die Schmerzen der Kranken nie mit ansehen könnte, dadurch völlig aufgerieben werden würde! Auf p. 255 wird ausgeführt, daß das Weib die Einsamkeit nicht kenne, „ein verschmolzenes Leben“ führe. Das ist richtig, denn der Zweck des Weibes macht eine Art von Parasitendasein nötig. Der Vf. aber erkennt daraus, daß das Weib „keine Monade ist“ (die Männer sind nämlich welche). „Und wo die Sexualität erloschen ist, dort fehlt auch jedes Mitleid: im alten Weib ist nie auch nur ein Funken jener angeblichen Güte mehr“ (p. 256). Auf p. 257 beginnen schamlose Bemerkungen über die Schamhaftigkeit. „Der absolute Beweis für die Schamlosigkeit der Frauen liegt jedoch darin, daß Frauen untereinander sich immer ungeschlechtlich völlig entblößen.“ Man sieht hier, was für Vorstellungen W. von einem Beweise hat, und man fragt sich, wo er denn seine Erfahrungen gesammelt haben möge. Gegen den Schluß hin heißt es (p. 269): „So ist denn ein ganz umfassender Nachweis geführt, daß W (d. h. das absolute Weib) seelenlos ist, daß es kein Ich und keine Individualität, keine Persönlichkeit und keine Freiheit, keinen Charakter und keinen Willen hat.“

Indem ich das alles noch einmal durchlese und jede Übelkeit dabei mannhaft niederkämpfe, fühle ich mich veranlaßt, den Hut vor mir abzunehmen.

Man sollte es nicht glauben, aber es wird im zehnten Kapitel: „Mutterschaft und Prostitution“, noch ekelhafter. W. sieht ein, daß jeder seinen Schmähungen die Mutterliebe entgegenhalten werde. Ja, sagt er, das bedeutet nichts, denn die

Mutterliebe ist unsittlich, und überdem ist die Mutter nur die Hälfte vom Weibe, die andere Hälfte ist die Dirne. In Kants Sinne ist nur ein Handeln aus Maximen wahrhaft sittlich, das Guthandeln aus natürlicher Neigung ist nur eine Art von Vorstufe. Nach W. aber ist es unsittlich, d. h. nach deutschem Sprachgebrauche verwerflich. Später erklärt er die Liebe überhaupt für unsittlich, und es zeigt sich dabei, was für eine dürre Pflanze W.s Ethik ist. Der gesund Empfindende wendet sich von einer Lehre, die mit Herzlosigkeit gleichbedeutend ist, entrüstet ab, ja Leute, die härter urteilen als ich, möchten meinen, die „Ethik“ habe eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Ruchlosigkeit. Über die Mutterliebe will ich an einer anderen Stelle reden, es lohnt sich kaum, auf W.s Sätze einzugehen. Aber über die Dirne muß ich noch ein paar Worte sagen. Das Dirnentum ist eine Form der Entartung, und die Dirne entspricht dem Verbrecher bei den Männern. Gewiß gehört zur Kenntnis des Menschen auch die des Verbrechers, aber die Kriminalanthropologie ist ein Gebiet für sich, denn in halbwegs normalen Verhältnissen ist der Verbrecher eine Ausnahme. So ist auch die Dirne in einem noch nicht verrotteten Volke eine Ausnahme. Höchstens im Schmutze der Großstadt mag es manchmal scheinen, als ob die Hälfte der Weiber aus Dirnen bestünde. Wäre es wirklich so, so wären wir längst zu Grunde gegangen. Ja, seinem eigenen Volke, das W. allerdings mit Schmutz bewirft, hat nur die Reinheit des Familienlebens die Existenz bewahrt, denn die jüdischen Frauen gelten mit Recht in ihrer Mehrzahl für gute Gattinnen und gute Mütter. Die Gleichstellung von Mutter und Dirne ist widerlich und sinnlos. Will aber W. jede Koketterie, die ja auch bei dem harmlosen Tiere vorkommt, zum Dirnentume rechnen, so begeht er eine höchst tadelnswerte Verschiebung der Begriffe. Im Einzelnen trifft man begreiflicherweise noch viel Schlimmes, und der Jüngling behauptet allerhand Dinge, die niemand wissen kann, er am wenigsten. Mutvoll z. B. erklärt er, es gebe kein Weib, das nicht in Gedanken die Treue gebrochen habe, ohne daß es sich aber Vorwürfe machte. Auf p. 277 erfahren wir, daß bedeutende Menschen stets nur Prostituierte geliebt haben. Und so geht es fort.

Im elften Kapitel, „Erotik und Ästhetik“, beginnt das philosophische Phantasieren wieder. Über die kühne Ästhetik W.s, die in dem Satze gipfelt, die Natur werde von der Kunst geschaffen, nicht umgekehrt, wollen wir nicht weiter reden. Es würde zu weit führen, und ich kann da auf „Kunst und Künstler“ verweisen. Dagegen seien der „Liebe“ W.s noch einige Worte gewidmet. W. bringt Liebe und geschlechtliches Verlangen in Gegensatz, beide zugleich seien nicht möglich, die Berührung zerstöre die Liebe. Etwas ist ja an der Sache, aber W. verzerrt wieder die Wahrheit. Vielleicht könnte man am besten von „scheuer Liebe“ reden, wenn man die „hohe“ Liebe meint, von der Wolfram von Eschenbach singt. Sie scheint unter drei Bedingungen vorzukommen, als Einleitung zur echten Liebe, als dichterische Fiktion und als krankhafte Erscheinung. Die normale scheue Liebe ist Sache der noch unerfahrenen Jugend, die süße „Eselei“, das beliebte Thema der Dichter. Der schwärmende Jüngling weiß noch nicht, was er will, ist er aber ein annähernd normaler Mensch, so bleibt er nicht in diesem Stadium. Ist er ein Dichter, so wird er aus sozusagen technischen Gründen wünschen, daß die Schwärmerei von der Realität getrennt bleibe, denn jene ist seiner poetischen Tätigkeit förderlicher. Petrarca z. B. schlachtete seine scheue Liebe aus. Über das „Ewigweibliche“ Goethes habe ich an anderer Stelle schon gesprochen. Unmerkliche Stufen führen in das Pathologische hinein. Im entarteten Menschen spaltet sich die Liebe, der Mensch zerfällt in Heinrich und Wolfram, und neben solchen Doppelwesen finden wir hier rein sinnliche, dort rein schwärmerische Menschen. Der Liebesschwärmer, der die Berührung scheut, zeigt stets auch andere Zeichen der Entartung; seine Karrikatur und Vollendung ist der an der sogenannten Erotomanie Leidende. Diese Dinge stehen in ziemlich naher Beziehung zur Hysterie, und gerade in W.s Darstellung ist der hysterische Charakter unverkennbar.

Das zwölfte Kapitel mit dem tiefsinnigen Titel: „Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum“, muß uns etwas länger beschäftigen. Gleich im Anfange (p. 342) steht ein schöner Satz: „Der tiefststehende Mann steht noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe“. Das unterstreicht er

zweimal, der mutige junge Mann. Dann folgt die etwas unsaubere Ausführung über die Kuppelei. W. erklärt nämlich, das einzige Positive, was man vom Weibe aussagen könne, sei das, daß sie kuppele. Es liegt auf der Hand, daß das Weib, dessen Lebensaufgabe die Fortpflanzung der Art ist, für die geschlechtlichen Angelegenheiten mehr Interesse haben muß als für alle anderen, daß sie in der Vereinigung der Geschlechter und im Kinde den Sinn des Lebens sehen und, stolz auf ihren Beruf, den Dienst ihres Gottes, soweit wie die Sitte es gestattet, fördern wird. Wozu also W.s Deklamationen!?

Den Einwurf, es gebe doch weibliche Personen, die anders seien, als er das Weib schildert, weist W. mit der Erklärung ab, solche seien hysterisch. „Jene Frauen, die als Beweise der weiblichen Sittlichkeit angeführt werden, sind stets Hysterikerinnen“ (sic). Nun folgt eine lange Auseinandersetzung, in der der junge Doktor der Philosophie uns klar macht, was es eigentlich mit der Hysterie auf sich habe. Im Anschlusse an die Lehren von Breuer und Freud betrachtet er die hysterischen Störungen als die Wirkungen eines inneren Kampfes. Der natürliche Mensch im Weibe verlange durchaus nach der geschlechtlichen Vereinigung, ihm trete aber eine zweite Persönlichkeit gegenüber, denn durch Erziehung und Sitte seien dem Weibe die männlichen Anschauungen von Schamhaftigkeit, Jungfräulichkeit usw. suggeriert worden. In ihrer unbewußten Verlogenheit halte die Patientin das künstliche Ich für das wahre, das echte für den Feind, oder den „Gegenwillen“. Dadurch, daß das natürliche Ich unterjocht werde, entstehe die Krankheit, die geheimen Wünsche werden in körperliche Störungen „konvertiert“, wie Freud sagt. An alledem ist soviel richtig, daß der Kampf zwischen Fleisch und Geist (um es kurz zu sagen) im weiblichen Leben eine große Rolle spielt, und daß doch viele weibliche Personen kein Bewußtsein davon haben, weil von vornherein das fleischliche Ich unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt wird; ferner, daß bei Personen mit hysterischer Anlage der innere Kampf sich sehr oft in hysterischen Symptomen entlädt, und daß viele, die wegen übermenschlicher Tugend gerühmt worden sind, in Wirklichkeit Hysterische gewesen sind (Büßerinnen, Heilige).

Dagegen kann davon gar keine Rede sein, daß bei allen Hysterischen der Widerstreit zwischen Begehren und Sitte zu Grunde liege, noch weniger davon, daß ein solcher Widerstreit hysterisch mache. Die Hypothese von Breuer und Freud ist durchaus nicht allgemein anerkannt, auch ich halte sie für eine unzulässige Verallgemeinerung. Doch das sind schließlich innere Angelegenheiten der Neurologen. Charakteristisch ist, daß in diesen schwierigen Fragen, bei denen die Sachverständigen nicht einig sind und nur mit Vorsicht reden, der philosophische Jüngling gar keinen Zweifel kennt; er schwadroniert darauf los und wäscht den Ärzten den Kopf. Ich will nur noch einige Kuriositäten notieren. „Wer aber sich hypnotisieren läßt, der begeht die unsittlichste Handlung, die denkbar ist“ (p. 364). Der Scharfsinn der Hysterischen ist nach W. ein Teil der suggerierten Pseudo-Persönlichkeit! Nebenbei gesagt: Die Mehrzahl der Kranken ist eine stumpfsinnige Gesellschaft, und der Scharfsinn ist bei den Hysterischen geradeso eine Ausnahme wie sonst. Die Hysterische ist nach W. der Typus der folgsamen Frau und ihr Gegenteil, die Megäre, ist nie hysterisch (p. 368). Es sollte mich freuen, wenn W. einmal nähere Bekanntschaft mit der hysterischen Megäre machte. Frigide Frauen „sind, wie ich, in Übereinstimmung mit Paul Solliers Befunden, hervorheben kann, stets Hysterikerinnen“ (p. 370). Wo mag sich denn der Kliniker W. seine wertvollen Erfahrungen erworben haben?

Der zweite Teil des Kapitels (der Sinn im Universum) ist grauenhaft. Aus ihm stammt die auf p. 19 wiedergegebene Stelle. Es geht ganz nach der Art der früheren Spaßphilosophen zu: Der Mann ist das Subjekt, das Weib das Objekt, der Mann ist die Form, das Weib die Materie, der Mann ist das Etwas, das Weib das Nichts. Das Weib ist die Schuld des Mannes, der Verbrecher im Manne hat das Weib geschaffen, denn es ist nichts als die Objektivierung seiner Sinnlichkeit. Wenn jemand gar keine Scheu kennt, dann hat er freilich leicht philosophieren.

Das Abscheulichste im ganzen Buche ist das dreizehnte Kapitel, und bei ihm hat die Übelkeit über meinen guten Willen gesiegt. Dieses Kapitel, das ebensogut hätte wegbleiben können-

handelt vom Judentume, d. h. W., der erklärt, er sei selbst Jude, schimpft unbändig auf das Judentum. Dem Juden wie dem Weibe fehle die Persönlichkeit, der Geist, „die kantische Vernunft“, der Jude sei kein Gentleman, sei ganz schamlos, usw. Inwieweit W. Unrecht hat, das habe ich nicht zu untersuchen, aber daß eine solche Prostitution ekelhaft ist, das weiß ich.

Nun kommen wir, Gott sei Dank, zum letzten Kapitel, „Weib und Menschheit“, und auch bei ihm können wir uns kurz fassen. Das Weib ist, wie wir wissen, die verkörperte Geschlechtlichkeit und sonst nichts. Wird die Geschlechtlichkeit verneint, so muß das Weib verschwinden, und die Geschichte ist aus. In der Tat sagt W. (p. 456): „Es ist aber gezeigt, daß die Frau nicht ist, und in dem Augenblicke stirbt, da der Mann gänzlich nur sein will“. Die „Ethik“ lehrt, daß der Mensch nie als Mittel, sondern immer nur als absoluter Zweck zu betrachten ist. In der geschlechtlichen Vereinigung aber wird der Mensch als Mittel betrachtet. Die Ethik verlangt daher vollkommene Keuschheit, Aufhören der Geschlechtlichkeit, Tod des Weibes. Hätte W. sein Buch so endigen lassen, so wäre Konsequenz in dem Unsinne. Aber nein, der Hase schlägt einen Haken. W. macht schnell eine neue Entdeckung und sagt (p. 450): „In der Frau ist noch . . . eine letzte, wenn auch noch so kümmerliche Spur der intelligiblen Freiheit; wohl deshalb, weil es kein absolutes Weib gibt.“ Also der Hermaphroditismus rettet dem Weibe das Leben. Die „kümmerliche Spur der intelligiblen Freiheit“ (!) scheint mächtig zu wachsen, wenn der Mann von dem eigentlichen Weibe nichts mehr wissen will. Auf p. 457 lesen wir, daß, wenn der Mann vollkommen keusch ist, allerdings das Weib untergeht, „aber nur, um aus der Asche neu, verjüngt, als der reine **Mensch** sich emporzuheben.“

Man könnte glauben, W. scherze, aber er scherzt niemals. Natürlich fällt einem das vierte Buch des jungen Schopenhauer ein: Der Wille wendet sich, verneint das Bisherige und macht der Not ein Ende. Aber bei Schopenhauers Phantasien hat man den Eindruck des tiefsten Ernstes, und bei W. hat man ihn nicht. Die Geschichte macht den Eindruck einer hyste-

rischen Contrefacon. Ich sage nicht, daß es ihm nicht Ernst sei, aber es macht den Eindruck, als wäre es nicht. Mit peinlichem Gefühle, Widerwillen gemischt mit Bedauern, schließt man das Buch.

Wie kommt es, daß es dem bedauernswerten jungen Manne so sehr mißglückt ist? In den alten Zeiten ist es zuweilen vorgekommen, daß sich Ungeduldige, denen der rechte Weg zu lang vorkam, dem Teufel verschrieben, um ihre Wünsche befriedigt zu sehen. Der Teufel versprach, ihnen alles Gute rasch und ohne Mühen zu verschaffen, am Ende aber war es Wind, und die Geschichte ging betrübsam aus. Das ist W.s Schicksal: Er hat sich dem Begriffsteufel verschrieben, und dieser hat ihn geäfft. Dem Menschen ist die Vorschrift gegeben, sich mit saurer Mühe Erfahrungen zu erwerben. Erfahrung auf Erfahrung legend baut er sich eine Treppe, die ihn allmählich zu weiterer Umsicht führt. Fliegen kann er nicht, versucht er es, so ereilt ihn das Schicksal des Ikarus. Das Besondere an W.s Schicksal ist, daß er versucht hat, zwei Herren zugleich zu dienen. Im ersten Teile seines Buches hat er versucht, sich auf festen Boden zu stellen, und obgleich sich sein hochfahrendes Wesen schon da verrät, so hat er doch mit seinem „Prinzip“ der Zwischenformen einen relativ brauchbaren Leitfaden gewonnen. Wäre er diesem Prinzip treu geblieben, so hätte er einsehen müssen, daß die Verschiedenheit der Geschlechter immer nur relativ sein kann. Zwischenformen wären ja sonst nicht möglich. Aber der böse Geist hat ihm eingeblasen, er dürfe die Relativität nicht anerkennen, das sei Oberflächlichkeit, er müsse auf das Absolute ausgehen. Diesem bösen Geiste dient W. im zweiten Teile seines Buches, und so zerstört er wieder, was er im ersten Teile, als er sich noch an bewährte Muster angeschlossen, aufgerichtet hat. Wie kann sich das mischen, was „prinzipiell“ verschieden ist? Kann der Charakter, „ein konstantes einheitliches Sein“, in Stückchen zerteilt werden? Läßt sich das intelligible Ich zerspalten? Überall herrscht die greulichste Wirrnis, und nichts paßt zusammen. Will W. ein Priester zweiter Klasse sein, so begnüge er sich mit der Scholastik, dann bildet er wenigstens „ein einheitliches Sein“. Dann braucht er die bio-

logischen Kenntnisse, von denen er sich mit Mühe eine so große Menge verschafft hat, gar nicht, und alles geht leicht im reinen Äther des Gedankens vor sich. Aber nach beiden Seiten hin dienen, rechts Biolog und links Scholastiker sein, das geht nicht.

W. ist ein geistreicher Mensch (vgl. p. 132), wäre es nicht besser, er schreibe Feuilletons?

Nun nehme ich für immer von W. Abschied. Es ist wahr, ich habe ihn ein wenig gezaust, aber da trösten mich seine eigenen Worte. Er sagt (p. 230), man beweise einem seine Achtung dadurch, daß man sich mit ihm beschäftigt, und man ehre ihn, wenn man ihn zu erkennen sucht. Also muß er doch einsehen, daß ich ihn achte und ehre.

Bereits in

neunter Auflage

erscheint demnächst die weltberühmte Broschüre:

Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes.

Von Dr. P. J. Möbius in Leipzig.

Elegant ausgestattet Preis M. 1.60.

In der Nummer vom 26. Aug. 1905 schreibt über obige Broschüre die Neue Augsburger Zeitung:

Mit Schopenhauerscher Rücksichtslosigkeit und Geradheit geht der Verfasser an sein Thema, die von Natur aus gegebene intellektuelle Eigenart — nennen wir sie so — des Weibes (wir acceptieren die Bezeichnung als einzig richtig) im Vergleich zum Manne darzutun. Das Buch ist ja vielbefehdet und alle möglichen Motive sind dem Verfasser unterschoben worden; wir können darin nur ernstes Streben nach Sachlichkeit und Wahrheit finden. In gewissem Sinne möchten wir das Büchlein ein Handbuch zur Frauenfrage — so drückt man sich gebildet aus — nennen; man wird es nicht weglegen, ohne viel gelernt und reiche Anregung erhalten zu haben. Es ist ein Buch nicht zum Lesen, sondern zum Überdenken. Die angefügten Kritiken, zustimmende wie gegnerische, vervollständigen das Gesamtbild, besonders die letzteren, die von Angehörigen des angegriffenen Teils ausgehen: selten erkennen sie das thema probandum, verlieren sich in zur Sache nicht gehörende Nebendinge; kommen sie einmal auf den Kernpunkt der Sache, so glauben sie mit platter Negation die logisch strikte durchgeführten Aufstellungen des Gegners abgetan zu haben.

Unentbehrlich für das vollständige Verständnis obiger Schrift
sind die vom gleichen Verfasser als Erläuterungen geschriebenen

Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden

Heft	1. Geschlecht und Krankheit	Mk. 1,—.
„	2. Geschlecht und Entartung	„ 1,—.
„	3/4. Über die Wirkungen der Kastration, II. Aufl.	„ 2,—.
„	5. Geschlecht und Kopfgröße	„ 1,—.
„	6. Goethe und die Geschlechter	„ 1,—.
„	7/8. Geschlecht und Kinderliebe	„ 2,—.
„	9. Die Geschlechter der Tiere I. Teil. Die Schönheit	„ 1,—.
„	10. „ „ „ „ II. Teil. Die Triebe	„ 1,—.
„	11/12. „ „ „ „ III. Teil. Der Schädel	„ 2,—.

Jedes einzelne Thema ist vollständig in sich abgeschlossen.

Verlagsbuchhandlung Carl Marhold in Halle a. S.

Weitere Schriften desselben Verfassers:

Die
Hoffnungslosigkeit aller Psychologie.
Zweite Auflage.

Preis M. 1,50.

==== **Vornehme Ausstattung.** =====

Ueber Robert Schumanns Krankheit.

Preis M. 1,50.

Möbius führt hier in einwandsfreier Art den Nachweis, daß Schumanns psychische Krankheit sich aus einer abnormen Anlage (endogen) entwickelt, daß der Künstler an der Krankheit gelitten hat, die jetzt *Dementia praecox* genannt wird. . . . Von Interesse ist, daß sich Schumanns hohe musikalische Begabung nicht aus einer familiären Veranlagung ableiten läßt. Seine „geniale Anlage ist als Perle in der Muschel anzusehen, d. h. als Zeichen abnormer Bildung. Die „Determinanten“ ordneten sich nicht in typischer Weise: Es bildete sich die kostbare Perle, und das Ganze mußte leiden.“

Ueber Scheffels Krankheit.

Mit einem Anhang:

Kritische Bemerkungen über Pathographie.

Preis M. 1,—.

Ueber den Kopfschmerz.

Preis M. 1,—.

Ein launiges Vermächtnis des kampfesfrohen Verfassers der bekannten Schrift über den physiologischen Schwachsinn des Weibes ist der

**Damenkalender für gute
und für schlimme Damen.**

Elegant in Seidenstoff gebunden M. 2,—.

Zu beziehen durch **jede bessere Buchhandlung** oder direkt vom Verlage
Carl Marhold in Halle a. S.

Heinemann'sche Buchdruckerei, Gebr. Wolff, Halle a. S.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
510 (415) 642-6753

1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF

Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

~~DUE NRLF MAR 23 1992~~

SENT ON ILL

MAR 01 1995

U. C. BERKELEY

MAY 5 1993

JUN 17 1993 REC'D

MAR 14 1999

OCT 16 1993

AUTO DISC CIRC SEP 20 '93

NOV 2 1993

FEB 16 2001

AUTO DISC CIRC NOV 02 '93

AUG 29 2005

15013121

YC 07178

U. C. BERKELEY LIBRARIES



C045428919

283452

Mobius

HQ21
.W6M7

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

